

Die Arbeiter und ihre Presse.

Die Auseinandersetzungen über die zuerst geplante Sanierung des Göttinger Parteiblattes haben die außerordentlich wichtige Frage der Arbeiterpresse und ihres Verhältnisses zur Arbeitererschaft wieder in den Vordergrund der Aufmerksamkeit geschoben. Wegen einer Verschmelzung zweier Blätter, die beide zu klein sind, um sich auskömmlich zu halten, war, wenn keine weiteren Bedingungen hinzukämen, nichts einzuwenden. Was in der Regelung der später ausgegebenen Verschmelzung Göttingen-Um besonders Bedenken erregte, war die Zusammensetzung der neuen Pressekommision, worin nicht nur die beiden beteiligten Parteien, sondern auch als dritter mit gleichem Rechte der württembergische Landesvorstand vertreten sein sollte. Nicht bloß wegen des unmittelbaren Zweckes, daß die Göttinger sicher in die Minderheit gedrängt wären, sondern vor allem, weil damit das bisher allgemein gültige Prinzip, wonach die Genossen des Verbreitungsgebietes allein über ihr Blatt zu bestimmen haben, zum erstenmal öffentlich durchbrochen worden wäre. Darin liegt Anlaß genug, die Frage der Leitung der Parteipresse überhaupt grundföhrlich zu erörtern.

Für die geplante Regelung war als wichtiges Argument folgendes vorzubringen. Die höheren Instanzen, Landes- und Parteivorstand, gaben Zusätze zu dem Göttinger Unternehmen, waren also finanziell daran beteiligt und hatten Interesse an einem guten Geschäftsgang. Aber dabei müssen die geschäftliche und die politische Seite auseinandergehalten werden. Gegen eine Kontrolle von Seiten der Geldgeber, die eine solide Geschäftsführung sichern soll, wird niemand etwas einzuwenden haben. Aber die Pressekommision dient zur Kontrolle der politischen Redaktionsführung. In dem Gegensatz und dem Verhältnis dieser beiden Seiten liegt der prinzipielle Unterschied zwischen der bürgerlichen und der Arbeiterpresse.

Die Presse dient zur Information und zur politischen Aufklärung und Beeinflussung der Leser. Das Bedürfnis danach ist in bürgerlichen und proletarischen Kreisen in gleicher Weise vorhanden; beide wollen im Sinne ihrer Prinzipien und politischen Anschauungen aufgeklärt und benachrichtigt werden. Es wäre also denkbar, daß für beide die Presse in derselben Weise organisiert wäre. Aber hier tritt hervor, daß der Unterschied der beiden Klassen noch etwas mehr ist als eine Verschiedenheit politischer Ansichten. Das Proletariat will die Unterordnung der wirtschaftlichen Lebensinteressen unter den Privatprofit und damit alle Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse der heutigen Welt beseitigen; das kämpfende Proletariat bildet schon den Anfang einer Menschheit, die über ihre eigenen Angelegenheiten selbständig mittels ihrer Organisation entscheidet. Das zeigt sich auch in der Organisation der Presse. Die bürgerliche Presse ist Mittel zum privaten Profit; daher gebietet nur der Besitzer von oben über sie und hat das Publikum nichts dreizureden. Die Arbeiterpresse dient der proletarischen Sache; daher ist hier die organisierte Arbeitererschaft selbst Begründer, Meister und höchste Instanz über ihr Blatt. In der bürgerlichen Presse ist der politische Kampf Mittel und das Geschäft höchster Zweck, dem daher das Prinzip so oft wie nötig geopfert wird. Bei uns ist das Geschäft Mittel, der politische Kampf Zweck; das Interesse der sozialistischen Aufklärung beherrscht alles und die Wichtigkeit einer gesunden geschäftlichen Grundlage liegt nur darin, daß dadurch das große Ziel besser verfolgt werden kann. Wenn in Gegenden, wo wir nur unter den größten Schwierigkeiten vorwärts kommen, unsere Presse mit steigendem Defizit arbeitet, kann ein solches Unternehmen in diesem höheren Sinne doch zugleich zu den fruchtbarsten und gefundesten gehören.

Daraus ergibt sich, daß in der bürgerlichen Presse derjenige, der sein Geld hineinsteckt, über die politische Haltung gebietet. Denn sie ist in erster Linie ein Geschäft, und er hat Interesse daran, daß die politische Haltung des Blattes die Einkünfte nicht schädigt. Gerade umgekehrt in der Arbeiterpresse. Auch hier kann die politische Haltung das Geschäft schädigen. Aber die Arbeiter haben ihre Blätter nicht gegründet, um gute Geschäfte zu machen, sondern um die Prinzipien des Sozialismus zu verbreiten. Wer dort Geld gibt, mag es im Interesse der guten Sache tun, aber aus seinem eigenen Interesse an der Einträglichkeit des Blattes

darf nie das geringste Recht zur politischen Beeinflussung der Redaktionsführung hergeleitet werden. Die Bestimmung der Art und Weise, wie der Kampf für den Sozialismus in der Presse geführt werden soll, steht nur der organisierten Arbeitererschaft selbst zu.

Die Notwendigkeit, hier Geschäft und Redaktionsführung scharf auseinanderzuhalten, wird noch zwingender, seitdem immer mehr zur Herstellung unserer Parteiblätter eigene Druckereigeschäfte gegründet werden, in die aus der allgemeinen Parteikasse Geld gesteckt wird. Damit ist von selbst die Notwendigkeit einer geschäftlichen Kontrolle durch den Parteivorstand gegeben. Was würde man aber dazu sagen, wenn ein Parteivorstand aus diesem Interesse an einer guten Geschäftsführung das Recht herleiten wollte, Einfluß auf die politische und parteitaktische Haltung des Blattes, sowie auf die Auswahl der Redakteure auszuüben? Man braucht sich nur die Konsequenzen einer solchen Möglichkeit klar zu machen, um sofort einzusehen, wie nötig es ist, die Selbständigkeit der Parteipresse gegen eine solche Beeinflussung von oben zu wahren. Nur die Begründung, das Recht des Geldgebers auf Beeinflussung der politischen Haltung, wäre hier den bürgerlichen Presseverhältnissen entnommen; das Resultat wäre insofern anders, als das von den Arbeitern selbst ausgebrachte Geld dazu dienen würde, das Verfügungsrecht der Arbeiter über ihre Presse zugunsten der zentralen Bürokratie zu schmälern.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, wie mit der Entwicklung der Organisation des Proletariats notwendig eine Bürokratie entstehen muß, die die Leitung der Bewegung in Händen hat. Sie erstigt über die Machtmittel der Organisationen, über die Geldmittel des Ganzen und über die Autorität, die gewählten Vertretern als Vertrauensleuten immer zufällt. Je mehr die Machtmittel der Organisationen mit ihrem Wachstum steigen, um so größer wird, vor allem durch die notwendige Zentralisation der Kräfte, die Macht von Leitung und Vorstand, auch den eigenen Mitgliedern gegenüber. Unter der Begründung, daß sie die Gesamtheit gegenüber den einzelnen Teilen vertritt, steigt ihr Einfluß und nimmt die Selbständigkeit der Mitglieder und der lokalen Abteilungen dementsprechend ab. Darin liegt keine Kritik an Personen, sondern eine notwendige Entwicklung der Dinge. Die Nebel, die daraus entstehen, sind nicht durch eine noch so gute Auswahl der Personen abzustellen, sondern nur durch Aufbau und Pflege der Institutionen, die ein Gegengewicht bieten können.

Dazu gehört in erster Linie die Parteipresse. Weil sie eine lokale Presse ist, ist sie von der zentralen Parteileitung unabhängig und werden die Instanzen, die die politische Handlung überwachen und die Redakteure wählen, von den Arbeitern am Orte selbst gewählt. Daher kann sie sich den Auffassungen der Massen eng anschmiegen, und ihrer Kritik der Leitung, die in einer demokratischen Organisation die notwendige Ergänzung der Parteibürokratie bildet, zum Organ dienen. Würde aber die Leitung einen entscheidenden Einfluß auf diese Presse und auf die Besetzung der Redakteurposten gewinnen, so könnte es nur zu leicht dahin kommen, daß diejenigen, deren Anlage und Neigung sie auf diese Posten hinweist, mehr Wert auf die Gunst der Leitung als auf die Übereinstimmung mit den Massen legen würden, und sich jedenfalls in der Kritik der Leitung mehr Reserve aufzuheben, als dem Parteinteresse dienlich wäre.

Die Parteipresse dient nicht nur als Kampf- und Propagandaorgan nach außen; ihre Wichtigkeit liegt nicht weniger in ihrer Bedeutung für die innere geistige Entwicklung der Partei. Die Vielheit der Parteiblätter bietet die Möglichkeit, daß jede der miteinander kämpfenden Richtungen darin zum Ausdruck kommt. Bei ihrer stetigen engen Berührung mit den Massen kommen in ihnen neue Anschauungen und neue taktische Auffassungen, die sich emporzämpfen müssen, viel leichter zum Durchbruch als in einer zentralen Leitung, die ihrer Natur nach mehr an dem Erprobten, Übergebrachten haftet; die geistige Regsamkeit, die stetige Anpassung an neue Verhältnisse, die für eine revolutionäre Bewegung ein Lebenselement ist, findet in der freien Presse ihr Organ. Eine zentrale Beeinflussung würde diese spontane lebensfrische Vielgestaltigkeit erheblich eindämmen und damit die geistige Entwicklung der Partei erschweren. Es wird oft gesagt, daß die Massen ihre Führer vorwärts

drängen sollen; wie wäre das möglich, wenn ihr wichtigstes Organ dabei, die lokale Presse, diesen Führern nicht völlig frei und unabhängig gegenübersteht?

In dem württembergischen Fall handelte es sich um mehr als einen Streit der beiden taktischen Richtungen. Wenn auch der sonderbare Widerspruch, daß das von den meist radikalen Arbeitermassen des Reiches ausgebrachte Geld dem revisionistischen Landesvorstand die Gelegenheit bieten sollte, die Opposition der radikalen Arbeiter zu beseitigen, vor allem zeigen konnte, daß etwas Schiefes dabei war, so hat ein Teil der Parteipresse doch sofort gefühlt, daß hier die Kernfrage die Frage der Unabhängigkeit unserer Parteipresse war. Daher hat sie scharf eingegriffen. Denn die Wahrung dieser Unabhängigkeit ist eine Lebensfrage für die innere Entwicklung der Partei.

14. Ordentlicher Verbandstag der Schuhmacher.

k. Im Volkshaus zu Dresden beginnt am Montag, den 24. Juni, der 14. Verbandstag der Schuhmacher. Seit der letzten Generalversammlung in Köln a. Rh. ist die Organisation in sehr erfreulicher Weise gestiegen, sie umfaßt jetzt 45 702 Mitglieder. Das bedeutet in den zwei Jahren eine Zunahme von 28,02 Prozent. Wenn man die Zahl aller in der Schuhindustrie beschäftigten Personen zugrunde legt, so kommt man zu dem Resultat, daß 47 Prozent davon organisiert sind. Naturgemäß stellen die in Fabriken beschäftigten Kollegen den größten Prozentsatz zur Organisation. Die im Handwerksbetrieb tätigen Kollegen können in vielen Fällen überhaupt nicht von der Organisation erfasst werden. Auch die große Fluktuation bei den Schloßarbeitern spielt eine Rolle. Der von dem Verbandsvorstand soeben veröffentlichte Geschäftsbericht sagt hierzu, daß es in den kleineren und mittleren Orten oft ganz unmöglich ist, Zahlstellen des Verbands zu gründen. Die Organisation dieser Kollegen ist aber für den Verband sehr wichtig, denn die Übergroße Zahl aller in der Schuhindustrie beschäftigten Kollegen ist im Handwerk tätig. Am besten organisiert ist der Bezirk Halle mit 70,50 Prozent, dann folgen Vilmarsen mit 53,15 und Dresden mit 42,48 Prozent usw. bis Breslau, das mit 10,81 Prozent an letzter Stelle steht. Weibliche Mitglieder sind 8862 in der Organisation. Das Resultat der letzten Geschäftsperiode muß also in organisatorischer Hinsicht als ein sehr gutes bezeichnet werden, besonders auch noch aus dem Grunde, weil der Geschäftsgang in der Schuhindustrie ein andauernd schlechter war. Die Reichsfinanzreform hat hier sehr viel auf dem Gewissen, da durch die Verteuerung der notwendigen Lebensmittel an der Kleidung und den Schuhen gespart wird. In einzelnen Schuhzentren, wie in Weiskensfeld, hat die Arbeitslosigkeit eine Höhe erreicht, wie noch nie vorher. Davon wurde der Verband auch noch in anderer Weise getroffen, seine ausgezahlten Gelder für Arbeitslosenunterstützung sind ganz enorm gestiegen. So haben die Gewerkschaften die Folgen der privatrechtlich-kapitalistischen Produktionsweise mitzutragen und mit Recht fordert der Verbandsrat, daß der Staat verpflichtet wäre, zu diesen Riesensummen wenigstens Zuschüsse zu leisten.

Der Verbandstag bestand am 31. Dezember 1911 für 5762 Betriebe mit 14 006 Beschäftigten. Den Löwenanteil an den Beiträgen hat der handwerksmäßige Betrieb. 9700 Arbeiter in 5712 Werkstätten sind den Beiträgen unterstellt. Erfreulicherweise zeigt sich aber auch in den Fabrikbetrieben eine zwar langsame, aber ständig steigende Aufwärtsbewegung. Während am Schlusse der letzten Geschäftsperiode nur 23 Beiträge abgeschlossen waren, ist die Zahl jetzt auf 29 gestiegen und die von den Beiträgen erhaltene Arbeiter von 3478 auf 4204. Viele Fabrikanten, die sich früher weigerten, einen Beitrag abzuschließen, sind heute Freunde der Beitragsverträge geworden und so ist auch für die Folge ein weiteres Steigen zu erwarten. Daß das Unternehmertum auch hier, und da versucht hat, mit den Tarifverträgen im Trüben zu fischen, bestreitet sich von selbst. Die Organisation hatte aber auf diese Art von „Tariffreunden“ ein wachsames Auge und verzichtete lieber auf einen Abschluß, als daß sie sich „überrn“ ließ. Die Frage der Gewährung von Ferien ist von den Unternehmern zu einer Prinzipienfrage gemacht worden. Wenn trotzdem auch hier ein beachtenswerter Fortschritt erzielt worden ist, dann gemiß nicht, weil das Unternehmertum in sozialer Beziehung humaner geworden ist, sondern weil die Macht der Organisation zu groß war, um den Fortschritt zu hindern. Gegenwärtig werden in 27 Betrieben Ferien gewährt, wovon etwa 1800 Arbeiter betroffen werden. Hier gilt es also, noch einen sehr ernsthaften Vorstoß zu machen.

Über die Lohnbewegungen und Streiks ist zu berichten, daß sie gleichfalls eine Höhe erreicht haben, die alle früheren Zahlen übersteigen. Insgesamt wurden 1910/11 800 Lohnbewegungen und Streiks durchgeführt mit rund 48 700 Beteiligten. 1908/09 waren es nur 272 Bewegungen mit 14 047 Kollegen. Aussperrungen hatte die Organisation 7 abzuwehren. Wenn man das Ergebnis der Lohnbewegungen der letzten zwei Jahre zusammenfaßt, so ergibt sich folgendes Resultat: 25 514 Personen erzielten 97 574 Stunden

sonderer Sport gemacht, junge Leute zu studieren. Das einzige, was mir unbegreiflich bleibt, ist, daß du ein so außerordentliches Wohlgefallen an ihn findest."

"Du redest zu viel, Fräulein," erwiderte der Kapitän, zog den Tabakkasten zu sich heran und stopfte langsam seine Pfeife.

Fräulein Schumann seufzte, und nachdem sie ein Zündholz für ihn angestrichen hatte, setzte sie sich auf die Armlehne seines Stuhles und legte die Hand auf seine Schulter.

"Ich kann es doch ganz gut verstehen, daß du ihn gern magst," sagte sie langsam.

Der Kapitän grunzte.

"Und wenn er ist wie andre vernünftige Menschen," fuhr sie mit schmeichelnder Stimme fort, "wird er, je mehr er dich liebt, dich nur um so lieber gewinnen. Hoffentlich ist er nicht gekommen, um dich mir zu rauben."

Der entrüstete Kapitän schob sie von der Lehne seines Stuhles herunter, Fräulein Schumann aber ließ sich gar nicht stören, setzte sich wieder hin und blieb sitzen, wobei sie mit ihrem Fuß leise auf den Fußboden klopfte. Ihr Arm stahl sich um seinen Hals, sie legte ihre Wange an seinen Kopf und lächelte verführerisch.

"Er sieht hübsch aus, nicht wahr?" fragte sie mit unbefangener Stimme.

"Ich weiß nichts davon, wie er aussieht," grockte ihr Vater.

Fräulein Schumann gab einen leichten Laut der Ueberraschung von sich.

"Das war das erste, was mir auffiel," erklärte sie mit lächelndem Ernst. "Er sieht sehr gut und entschlossen aus. Was willst du ihm geben, wenn er den armen Max aus dieser miserablen Geschichte herausbekommt?"

"Ihm geben?" fragte der Kapitän und machte große Augen.

"Ich traf Max gestern," sagte Käthe, "und ich konnte sehen, daß er so elend ist, wie er nur sein kann. Natürlich wollte er es nicht wahr haben. Wenn Herr Thiesen Erfolg hat, so läßtst du es anerkennen. Ich möchte dir den Vorschlag machen, ihm eine deiner neuen Photographien in einem Zehn-Zehn-Groschen-Rahmen zu verehren."

Und ehe sich ihr Vater noch auf eine passende Antwort bestimmen konnte, glitt sie vom Stuhl und verließ das Zimmer. Er sah schweigend und raugend da, bis ihm einige Minuten später der Eintritt der Frau König Gelegenheit gab, etwas von seinem angehäuften Ärger herunterzuarbeiten.

Während der jüngere Teilhaber so versuchte, in Villa Schumann festen Fuß zu fassen, liefen über die Gesundheit des älteren die ernstesten Gerüchte in der Stadt um. Nathan Schmidt, der ihn wieder besucht hatte, offiziell um ihm für die Bemühungen in seinem Interesse zu danken, war der Meinung, daß es mit ihm zu Ende gehe, und in seiner Unterhaltung mit Herrn Löbel bedauerte er es sehr, daß bald ein freigelegter Ehrenmann weniger in der Welt sein würde, die ohnehin nicht zu voll von solchen sei.

"Eines Tags müssen wir alle sterben," bemerkte Herr Löbel philosophisch. "Was macht eigentlich dein Husten, Nathan?"

Herr Schmidt nahm den Scherz sehr kühl auf; das Leiden, auf das er Bezug hatte, war ein chronisches und eine feste Quelle von Ausgaben für Malzgertrakte und andre Heilmittel gewesen.

"Er macht sich Sorgen um sein Geld," bemerkte er mit Bezug auf Herrn Köppen.

"Ah — na, wir brauchen uns mit so was nicht zu quälen, meinte Herr Löbel.

"Es ist niemand da, dem er es hinterlassen könnte," fuhr Herr Schmidt fort. "Das ist doch eine traurige Geschichte, nicht wahr?"

"Vielleicht würde er, wenn jemand da wäre, dem er es hinterlassen könnte, nicht so viel zum Hinterlassen haben," sagte Herr Löbel weise, "es ist eine merkwürdige Welt!"

Kopfschüttelnd fuhr er in seiner unsympathischen Arbeit fort, Waren im Preise herabzusetzen, weil sie darunter gelitten hatten, daß sie draußen zu lange ausgestellt gewesen waren. Herr Schmidt, der an dem Wohlergehen seiner Freunde immer regen Anteil nahm, machte Vorschläge.

"Ich würde auf diesen Rod keinen Zettel mit der Aufschrift: 'Achtung! Besonders gut!' heften," meinte er ernst, "er ist durchaus nicht gut."

"Es ist der beste von den dreien, die hier zusammenhängen," erwiderte Herr Löbel ebenso.

"Und guck mal hier," fuhr Herr Schmidt fort, "sieh doch mal, an welsch unauffälliger Stelle du diesen Zettel angestekt hast. Warum steckst du ihn denn nicht höher hinauf am Rod an?"

"Weil da nicht die Mattensächer sind," erklärte Löbel. Herr Schmidt entschuldigte sich und schaute seinem Freunde ohne weitere Kritik zu.

"Wald alles zur Hochzeit fertig?" fragte er mit einemmal.

Herr Löbel nickte und seine Miene verbläuterte sich, als er von den heimlichen Beutezügen sprach, die von Frau Löbel und ihrer Tochter in seine Lagerbestände unternommen wurden.

"Ihre Idee von einer Hochzeit ist, sich aufzubonnern und recht aufzufallen," sagte er bitter, "meine dagegen mehr, ein paar wirklich gute, alte Freunde und ordentlich was zu trinken."

"Du wirst wohl beides haben müssen," betonte Nathan Schmidt, der eine sehr genaue Kenntnis des andern Geschlechts besaß.

Herr Löbel nickte beklommen. "Metla und Max scheinen sich besonders in letzter Zeit nicht sehr gut zu vertragen," erzählte er. "Er wird anmaßender, als er zuerst war. Aber ich habe es durchgesehen, daß er mir verschroben hat, alles Geld, das er je erben sollte, auf Metla überschreiben zu lassen."

Herrn Schmidts unerforschliche Augen leuchteten auf, soweit sie dazu imstande waren.

"Dann wird es also mit den zehntausend in Ordnung sein," meinte er warm. "Wirst du Kapitän Schumann eine Einladung zur Hochzeit senden?"

"Natürlich werden sie eingeladen werden," sagte Löbel mit einem Anflug von Würde, die er einer gewissen Oberflächlichkeit in der Stimme seines Freundes gegenüber für notwendig hielt. "Die Alte mag die Schumanns nicht, aber sie wird tun, was sich gehört."

"Natürlich wird sie das," versetzte Schmidt befänntigend. "Komm mit und laß uns einen nehmen, Daniel. Du bist an der Reihe, einen auszugeben." (Fortsetzung folgt.)